

Uwe Sielert

Sexualpädagogik weiterdenken: Von der antiautoritären Herausforderung zur Dekonstruktion postmoderner Sexualkultur

Vielfältige Beziehungs-, Liebes- und Lebensformen, flexiblere Geschlechterrollen und sexuelle Orientierungen: das Paradies auf Erden oder nur neue Zumutungen für vermeintlich freie Individuen? Uwe Sielert skizziert die Entwicklung der Sexualpädagogik seit den 60er-Jahren in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Veränderungen und Herausforderungen. Wie kann Sexualpädagogik dazu beitragen, dass wir eine Sexualkultur entwickeln, anstatt im „Sexualrummel“ unterzugehen?

Die Entwicklung der Sexualpädagogik als Theorie und der Sexualerziehung als Praxis in den letzten vier Jahrzehnten kann in Deutschland als Konzeptionsgeschichte erzählt werden, als eine Aufschichtung von immer wieder leicht, manchmal auch stärker veränderten pädagogischen Akzenten mit entsprechenden Deutungen der „sexuellen Lage“ von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen und darauf abgestimmtem sexualpädagogischem Denken mit je spezifischen Zielen, Themen, Methoden für die Praxis.

Manchmal werden die Veränderungen als jeweils radikaler Bruch mit dem Vorhergehenden ausgegeben, in der Praxis herrscht aber eine Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, das alte findet sich neben dem neuen Denken, manchmal auch nur in neuem Gewand, Vergessenes kommt schon mal wieder und vieles steht nebeneinander – auch deshalb, weil es für eine plurale Realität auch plurale Konzepte geben muss. Anlässe sind häufig soziale Bewegungen, die auf entdeckte Problemlagen reagieren, manchmal plötzlich auftretende Gefährdungen der physischen oder psychischen Integrität, seltener wissenschaftliche Erkenntnisse, aber auch das gibt es gelegentlich.

Die antiautoritäre Herausforderung: Sexualität ist Lebensenergie zur Selbst-Bestimmung

Es war bis zu den 60er-Jahren nicht einfach für alle, die sexualfreundlich dachten. Das änderte sich jedoch, als die aufkommende Konsumethik in Folge des so genannten Wirtschaftswunders den genussfreudigen Bürger benötigte. 1960 wurde, wie Coca-Cola vorher und noch so manches später, das Petting aus den USA importiert, die Pille minderte die Angst vor ungewollter Schwangerschaft im weiblichen Erleben, die ersten Beate-Uhse-Läden eröffneten und die Ideen von Wilhelm Reich trugen Früchte in der Sex-Pol-Bewegung. Neills Summerhill-Experiment kombinierte sich mit der antiautoritären Bewegung und ermutigte sexuelle Provokationen in Studenten- und Schülerkreisen. Es bildeten sich erste Selbstaufklärungs- und Sexualitätsarbeitsgruppen. In die antiautoritären Protestmilieus gegen den Muff der Nachkriegszeit mischte sich die immer schon individuell unter repressiven Bedingungen gefühlte Ahnung, dass Sexualität einen befreienden Sprengsatz enthält, einen Stachel wider die Ordnung und Unterdrückung. Alle glaubten, Sexualität sei der Hebel gesellschaftlicher Bewegung („Make love, not war“) – von den einen erhofft, von den anderen gefürchtet.

1967–1970 manifestiert Helmut Kentler in frontaler Kritik an die katholische Sexualerziehung die „emanzipatorische Sexualerziehung“ mit den Prämissen der Sexualitätsbejahung, Vorrangigkeit von Lust und

Glück vor Vertröstungen, der Angstfreiheit in der Sexualität, der Kritik gesellschaftlicher Zwänge sowie der Forderung sexualfreundlicher Erziehung. Der Feind wurde vorrangig in den gesellschaftlichen Institutionen ausgemacht, die „ihre Klauen in die Körper der Menschen hineingeschlagen haben“: Von der bürgerlichen Familie über die sexualfeindliche Schule, den Medien bis zu den juristischen Repressionsorganen. Der möglichst weitgehende Abbau von Barrieren der Lust galt als Motor der persönlichen Emanzipation und der politischen Befreiung.

Was veränderte sich an dieser Haltung bis heute und was ist geblieben? Die großen Visionen – von denen sich manche auch als Blendwerke erwiesen – schliffen sich ab in den 70er- und der ersten Hälfte der 80er-Jahre. Die Instrumentalisierung des Sexuellen für politische Zwecke schürte Unbehagen, Sexualität galt – auch wegen ihrer kommerziellen Vernutzung – nicht mehr als Königsweg zur Emanzipation. Geblieben ist zumindest in der Tradition einer sexualfreundlichen, neo-emanzipativen Erziehung bis heute:

- eine sexualfreundliche Grundhaltung der meisten Sexualerziehung Treibenden,
- die Entdeckung verschiedener Funktionen von Sexualität: Befreiung der Lust- und Beziehungs- von der Fortpflanzungsfunktion,
- die Antitabuarbeit – wenn auch die Tabus sich gewandelt haben,
- die Verteidigung des Sexuellen gegenüber pädagogischem Eingriffshandeln,
- das Bewusstsein von einer entfalteten Intimität als Energie- und Kraftquelle mit palliativer, heilender, manchmal auch präventiver Wirkung.

Die Gender-Herausforderung:

Sexualität ist ein Machtinstrument zur Selbst-Behauptung

Ideologisch entlarvt wurde die fast selbstverständlich gewordene Gleichsetzung von Mann und Mensch, entsprechend auch von männlicher als menschlicher Sexualität. Entdeckt wurden sexuelle Frauenwelten und Männerwelten, Letztere zunächst als Brutstätte für sexuelle Übergriffe. Skandalisiert wurde männliche Gewalt, am heftigsten erlitt der Missbrauchsdiskurs die Medien.

Notwendig führte diese Thematisierung von Machtbeziehungen im Geschlechterverhältnis zur ersten großen Kränkung des sexualpädagogischen Optimismus der 60er-Jahre: Entdeckt wurde, dass Sexualität der Menschen nicht einfach als natürlich authentisches Instrument gegen die „böse“ Gesellschaft eingesetzt werden kann. Es reicht keine einfache Umkehrung der jahrhundertelangen Verteufelung sexueller Impulse in eine Befreiungsressource. Erkannt wurde, dass Sexualität zumindest auch ein internalisiertes und patriarchal konstruiertes Machtinstrument zur Selbstdarstellung und Selbstbehauptung vor allem der Männer ist. Übersehen wurde zunächst, dass die herrschenden Machtverhältnisse bis in die mikrosozialen, emotionalen und körperlichen Sphären hineingewirkt und in gehörigem Maße das Selbst, die Identität auch derjenigen geprägt haben, die sich zunächst auf der Seite der Befreier wähnten.

Das Konzept der emanzipatorischen Sexualpädagogik erfuhr eine stark feministische Einfärbung. Es begann die Erforschung und Beschreibung von Männer- und Frauensexualität, Hetero- und Homosexualität sowie des Geschlechterverhältnisses mit dem Ziel der Entlarvung der Machtgefälle und möglicher Gegensteuerung durch pädagogische Mittel. Ablesbar ist das an einer deutlichen Feminisierung der Ziele von Sexualerziehung – orientiert an dem, was damals als weibliche Sexualität entdeckt, oft auch euphorisch konstruiert wurde. Zärtlichkeit wurde groß geschrieben, Geilheit als männliche Genitalfixiertheit diffamiert. Die Funktion von Sexualität als Identitätsstabilisator – zunächst als Instrument von Geschlechtsidentität – geriet ins Blickfeld als Erweiterung der bisher dominierenden Lustfunktion, die sich in der antiautoritären Phase mühsam von der Fortpflanzungsfunktion emanzipiert hatte.

Sexualpädagoginnen forderten zunächst die formalrechtliche Gleichheit von Frauen und Männern und schulten die Mädchen in der Eroberung männlich besetzter Domänen. In der Folge betonten sie die Gleichwertigkeit weiblicher Erlebnisweisen in Absetzung von jenen als männlich definierter Sexualkultur. In der letzten Phase dieses Diskursstadiums entdeckten Männer die patriarchalische Zurichtung ihrer Sexualität, die „Mittäterschaft von Frauen“ bei den sich gegenseitig stabilisierenden Geschlechterbeziehungen. Als praktische Konsequenz entwickelte sich eine jeweils geschlechtsbewusste sexualpädagogische Mädchen- und Jungenarbeit

Geblichen ist aus dieser Phase bis heute der geschlechtssensibilisierte Blick auf Kinder, Jugendliche und Erwachsene, eine immer noch praktizierte geschlechtshomogene Arbeit und die Sensibilisierung gegenüber sexuellen Übergriffen.

Relativiert wurde die Konzentration sexualpädagogischer Reflexion und Praxis nur auf das weibliche Geschlecht und das Geschlechterverhältnis, als auch die Jungen und Männer zunehmend in den Blick kamen. Damit zusammen hängt die zunehmende Kritik an einer Idealisierung weiblicher Sexualität und ihrer Definitionsmacht bei der Formulierung von Zielen der Sexualpädagogik. Bei gewachsenem Bewusstsein für den Machtaspekt von Sexualität relativierte sich jedoch die einseitige Fixierung auf den Gewaltaspekt von der Sexualität, sodass heute wieder ihre lustvoll-konstruktiven Seiten ins Blickfeld geraten sind.

Die epidemiologische Herausforderung: Sexualität ist anfällig für Selbst-Beschädigungen

1983/84 transportierten die Medien eine Schreckensbotschaft, von der sich heute die entwickelten westlichen Wohlstandsgesellschaften erholt haben, keinesfalls jedoch die Weltgesellschaft insgesamt: Sexualität kann den Tod mit sich bringen. AIDS und die HIV-Infektion brachten ins Bewusstsein, dass sich Sexualität nicht nur selbstwertförderlich auswirken, sondern auch zur Selbstbeschädigung führen kann. Anfangs herrschten Hysterieszenerarien: „Deutschlands Jugend stirbt aus.“ Die sexuelle Liberalisierung galt plötzlich als verhängnisvolle Ursache für die Ausbreitung der Seuche, bis erste epidemiologische Untersuchungen die Verbreitung in Homosexuellenkreisen beschrieben und AIDS als Homosexuellenseuche deklariert wurde.

Die Verbindung mit AIDS bringt sexualpädagogisches Handeln schnell in die Gefahr dumpfer antisexueller Gegenauflklärung: Sexualität ist Gefahr, und Prävention war plötzlich keine Schwangerschaftsverhütung mehr, sondern es schien darum zu gehen, Sexualität überhaupt zu verhüten. Andererseits gaben die Beschlüsse des politisch-adminstrativen Systems zur AIDS-Prävention in den 80er-Jahren der Sexualpädagogik in allen ihren Facetten neuen Auftrieb. Sexualpädagogik entwickelt sich im Schatten von AIDS und auf dem Hintergrund rasanter Entfaltung der Massenmedien.

Und doch wirkte die zweite große Kränkung des sexualpädagogischen Optimismus der 60er-Jahre: Sexualität und ihre Anfälligkeit für nicht völlig kontrollierbare Selbst-, Identitätsbeschädigungen trat plötzlich heftig ins Blickfeld der öffentlichen und privaten Aufmerksamkeit. Immerhin passierten die Eingriffe in der körperliche Integrität durch Sexualverkehr, und das weckte eine in Vergessenheit geratene, aber noch tief sitzende und in allen Kulturen mit Sexualität eng verbundene Angst vor dem Tod. Aktiviert wurde die Normendebatte, das sexualethische Nachdenken über Sexualität.

Geblichen ist bis heute die Vorsicht vor Gesundheitsgefährdungen und insgesamt ein Bewusstsein von den Schattenseiten der Sexualität, die mit ihren Lichtseiten unabdingbar verbunden sind. Ein allzu optimistisches und naives Bild von der Sexualität als „gute Gabe Gottes“ oder als „Leben spendende natürliche Kraft“ erfuhr schon durch die feministische Herausforderung und den Gewaltdiskurs eine erste Kränkung, die zweite erfolgte durch AIDS – selbst wenn rational deutlich wurde, dass AIDS als Krankheit das eine und Sexualität das andere

ist und beide eigentlich nur relativ zufällig etwas miteinander zu tun haben. Das Denken zur Sexualität und zur Sexualpädagogik musste sich aber differenzieren und steht heute immer noch vor der Aufgabe, dem Fehlschluss entgegenarbeiten zu müssen, dass Sexualität mit so vielen Gefahren durchsetzt sei, dass es besser sei, auf sie zu verzichten.

Aufgegeben wurde im Laufe der 90er-Jahre in Europa jedoch die hysterische Angst vor einer HIV-Ansteckung. Vershoben wurde das Thema ins Ausland – für das öffentliche und private Bewusstsein weit weg, nach Afrika. Die Stigmatisierungsangst nahm vor allem im Homosexuellenkreis ab – im Gegenteil, paradoxerweise hat das Wissen um Homosexualität zusammen mit einem von liberalen Geistern geführten Diskurs möglicherweise sogar zu einer gewissen Entstigmatisierung schwul-lesbischen Lebens beigetragen.

Die postmoderne, dekonstruktive Herausforderung: Sexualität ist ein Mittel unserer Selbst-Gestaltung

Die folgende Beschreibung der gegenwärtigen Diskurssituation orientiert sich an den drei Dimensionen des Individualisierungstheorems, mit denen der Soziologe Ulrich Beck die Postmoderne bzw. – in der Beck'schen Terminologie – „andere Moderne“ kennzeichnet. (vgl. Beck 1996)

Die Freisetzungsdimension:

Ich kann ... und bin zur Selbstbestimmung genötigt.

„Hier bin ich“, sagt machtvoll der Körper – „Mach damit, was du willst“ – kommentiert die Gesellschaft. Tabus sind längst keine mehr zu brechen, (mal abgesehen von einigen kirchlichen Einflussphären) doch aus dramaturgischen Gründen wird die Inszenierung von noch Verbotenem in Talkshows immer noch tabubrecherisch orchestriert. Die noch letzte mögliche Sünde ist die Langeweile. Aber auch das Langweilige macht sich nur interessant, indem es vortäuscht, es wäre von Zensur bedroht. Der entscheidende Wandel besteht darin, dass Sexualität von etwas Verbotenem zu etwas Gebotenem wurde. Liberalisierung ist nur die halbe Wahrheit, die andere Hälfte heißt Gestaltungsanforderung. „Man steht vor seinem Leben und seinem Körper wie der Virtuose vor dem Klavier. Es gilt nicht mehr als Ruhestörung, wenn man sich des Instruments bedient. Die entscheidende Frage ist vielmehr, ob man wirklich Virtuose ist: ob man es kann.“ (Schulze 2000, S. 27)

Die Entzauberungsdimension:

Ich bin entbettet ... und muss mich selbst wieder beheimaten.

„Inszeniere dich und deine Sexualität selbst!“

Sogar, wenn du sie unterdrückst, wirst doch du es sein, der die Verantwortung in den Händen hält. Es gibt wenige quasi natürliche oder gesellschaftlich vorherbestimmten Rollenmuster, die unser Fühlen und Verhalten leiten, denen wir uns anvertrauen könnten, weil sie Sicherheit und Routine oder den Zauber des Übernatürlichen ausstrahlen. Sogar unser sexuelles Selbst finden wir nicht mehr als einen Kern in uns, auch nicht unter viel Sozialisierungsschutt begraben, sondern nur die subjektive Konstruktion eines Selbstgefühls ist möglich und geboten (vgl. Keupp 1999). Das erschwert ein Selbst-bezogenes Lernen – wir finden uns nicht wie ein Ding! – und erfordert den klaren Willen, sich selbst als Selbst zu stiften! Wir bauen uns selbst unser Selbst durch unsere Selbstentfaltung. In diesem Sinne ist das Selbst für uns durchaus existent!

Und zugleich ist es aufregend: Sich selbst zum Gegenstand zu machen heißt doch nicht, sich selbst zum Objekt zu machen. Es heißt, sich selbst zu erfahren, erkennen zu wollen und dabei zu wissen, dass es dieses, was ich da erkennen will, gar nicht isoliert, substrathaft, dinglich gibt wie einen Stuhl, einen Tisch oder ein Buch. Wir

erfassen uns auch nicht als „Geist“, „Seele“, wie ein Ding und einen feststellbaren Gegenstand. Wir merken bald, dass es uns *so* nicht gibt. Was sicher bleibt, ist eine Überraschung. Wir ahnen, dass bei der Suche nach uns selbst nichts anderes da ist als unsere eigene dynamische (auch sexuelle) Selbstreflexion. Notwendig ist ein Prozess der Selbstkonstruktion als Passungsarbeit, mit der es möglich ist, sich mit allen seinen oft widerstreitenden Anteilen in eine ebenfalls ambivalente, dynamische und komplexe Welt einzupassen. Gelungene sexuelle Identität, ein gelungenes Selbstgefühl ist dann ein temporärer Zustand einer gelungenen Passung.

Die Kontroll- und Reintegrationsdimension:

Ich habe auch für mein sexuelles Selbst jede Menge „Lebens-Mittel“ und muss sie selbst in Leben umsetzen.

Mit der „Kontroll- und Reintegrationsdimension“ ist die Tatsache gemeint, dass trotz aller Freisetzung und Entzauberung, trotz aller Aufforderung zur Selbstinszenierung gesellschaftliche Kontrollmechanismen existieren, die das vermeintlich befreite Individuum per Konsum und Lebensstilanimation wieder in spezifische Verhaltensmuster integriert. Das gilt auch für das Liebes-, Beziehungs- und Lusterleben. Es existieren jede Menge sexuell relevanter „Lebens-Mittel“: Verhütungsmittel, Befriedigungsmittel, Anschauungs- und Datenmaterial, in Talkshows veröffentlichte Intimdetails, Reflexionshilfen durch Freunde und professionelle Berater/innen und vieles mehr.

Die öffentliche Inszenierung von Intimität hat mit dem real existierenden Eigensinn höchstens in der Weise zu tun, dass sie ihn verstellt. Ein kollektiver Lernprozess, der Eigensinn in Form von Rezepten und Schemata zu vermitteln vorgibt, ist ein Widerspruch in sich selbst. Man kann nur darauf hinweisen, dass es den Eigensinn überhaupt gibt und dass es auf ihn ankommt. Gelingende Intimität ist zwar eine menschliche Möglichkeit, aber kein anthropologischer Dienstauftrag. Setzen wir die Hoffnung auf die Langeweile und vielleicht sogar auf Sexualpädagogik.

Wie aber kann das aussehen?

Sexualkultur gestalten und freundliches Begleiten

Der Kommentator Anton Andreas Guha hat in der Frankfurter Rundschau vom 27. August 2001 Recht, wenn er zum Thema „Sexualverbrecher und Gesellschaft“ abschließend schreibt: Die immer wieder auftauchenden Sexualverbrechen gelten „als Zeichen einer massenhaft beschädigten Sexualität (...), als individuelle Katastrophen eines gesellschaftlichen Missstands. Von einer ‚Sexualkultur‘ kann jedenfalls keine Rede sein. Aber eine solche wäre notwendig, gerade im Sinne einer Prävention. Dann aber wäre sie eine Aufgabe der Gesellschaft und ihrer Institutionen, vom Staat, der Justiz, den Schulen bis hin zu den Kirchen und den Medien.“

Ob eine solche „konzertierte Aktion“ möglich und sinnvoll ist, sei dahingestellt. Aber sinnvoll erscheint die Anstrengung der Sexualpädagogik professionell Betreibenden, sich in „Sexualisation“ einzumischen mit dem Ziel, Sexualkultur mit zu gestalten. Sexualpädagogik verlässt dann selbstverständlich ihre kritisch-reflexive Beobachterwarte und wird zur Professionswissenschaft.

Wenn beobachtet und analytisch richtig herausgearbeitet wurde, dass viele Menschen heute doppelt freigesetzt werden, nämlich einmal aus traditionellen Bindungen und Normen und zum anderen von den gesellschaftlichen Ressourcen, mit denen sie potenziell Lebenskompetenz erwerben könnten, dann kann eine Attitüde der Nichteinmischung nur sarkastisch gemeint sein: Wie soll ein Mensch sich im Sexualrummel zurechtfinden und selbstbestimmt verhalten, wenn Experimentierräume für Sinnlichkeit, für dialektische Liebeserfahrungen fehlen

und er das ABC der kommunikativen Kompetenz, wichtige Ressourcen und Lernchancen nicht erwerben konnte? Um Missverständnisse zu vermeiden: Es geht nicht um die Kolonisierung von Lebenswelten durch ungefragte Informationen oder gar Moral, Rezepte und Verhaltensvorschriften. Gerade so etwas verstopft die Wege zur selbst gewählten und verantworteten sexuellen Lebensweise! Es geht vielmehr darum, einen sexual-kulturellen Kontext zu verstehen, (personal-verstehende Dimension), die Menschen darin freundlich zu begleiten (die pädagogisch-interaktive Dimension), ihnen aus in ihrem Kontext Angebote zur produktiven Weiterentwicklung zu machen (die aktivierende Dimension) und dabei zu helfen, neue Ressourcen zu erschließen (die infrastrukturelle Dimension).

1. Einen sexual-kulturellen Kontext verstehen

Das vorfindbare Milieu der Kinder, Jugendlichen, auch Erwachsenen darf nicht von vornherein als schädigend und defizitär verstanden werden, sondern als soziale und sexuelle Praxis, die um funktionale Äquivalente zu erweitern ist. Es ist schwer, aber nötig, in den Lebenswelten von Strichjungen, gewalttätigen Sexualmatadoren, aber auch sexabstinenten Karrieristen, romantisierten Mädchencliquen, missbrauchten Jungen und Mädchen und überzeugten Lustverweigerern, die für sie progressiven Elemente der Lebensbewältigung zu entdecken und zu würdigen. Dazu sind persönliche und professionelle Qualitäten notwendig, die nicht „vom Himmel fallen“. Abwehr, Faszination, Gleichgültigkeit sind untaugliche Haltungen. Wünschenswert ist eine interessierte, verstehende Distanz von Nöten. Kein Kulturpessimismus und kein Moralisieren angesichts abweichender Sexualitäten wäre nützlich, sondern die Fähigkeit, vorhandene Vielfalt ansehen zu können, die Hintergründe zu verstehen, das Faszinierende nachzufühlen, und – wo pädagogisch geboten – funktionale Äquivalente zu suchen.

2. Freundliches Begleiten auf pädagogisch-interaktiver Ebene

Damit ist die Stellung der Sexualpädagoginnen und Sexualpädagogen in der jeweiligen Lebenswelt ihres Klientel angesprochen. Vertrauen und Autorität sind hier die Schlüsselbegriffe. Vertrauen wächst durch Mittun (sich selbst als Beispiel zeigen, etwas für Atmosphäre tun, Stimmung beeinflussen) und selektiv authentisch sein. Autorität bietet Orientierung, zeigt Grenzen auf und gibt Alltagssicherheit, wenn es sich um eine sich auskennende Autorität handelt, die auf erfahrenen und damit verfügbaren Bindungen beruht. Nicht immer ist das Aushandeln, ist also die „diskursive“ Autorität erfolgreich. Viele Jugendliche sind davon überfordert. Position beziehen, Grenzen setzen, konfrontieren, Programme entwickeln, sich einmischen ist in solchen Fällen geboten.

Die dazu nötigen Qualifikationen liegen auf der Hand: biografische Selbstreflexion, Klarheit eigener Standpunkte, das Gemeinsame mit den Jugendlichen sehen (auch Sexualpädagog/innen wollen ihr eigenes Leben) und konfrontieren können. Nötig ist vielfach, die pädagogisch-moralische Verantwortung zu übernehmen, zu konfrontieren mit dem, was zumutbar ist, und es von dem zu unterscheiden, was überfordert. Dazu gehört unter Umständen auch, erotische Gravitationen zu nutzen, aber nicht auszunutzen.

Insgesamt ist geboten:

- weniger Aufgeregtheit, mehr ruhige Reflexion,
- weniger Eingriff, mehr freundliches Begleiten,
- Störungen und Unvollkommenheiten als Chance begreifen zu können,
- Widersprüchliches nicht zu glätten, sondern den Umgang mit dynamischen Balancen zu fördern.

3. Angebote zur produktiven Weiterentwicklung machen

Es geht um die Qualifizierung des vorgefundenen Milieus als Ressource für ein befriedigendes Beziehungs- und Sexualleben. Diese aktivierende Dimension meint, funktionale Äquivalente für tendenziell destruktive, desintegrierende, „geschlossene Milieus“ zu suchen.

Das kann geschehen durch Orientierungsdiskurse, die immer Bildungsanstrengungen einschließen, aber vor allem persönlich bedeutsame Fragestellungen: Was ist mir wichtig, was tun andere, was ist sonst noch möglich? Thematisiert werden soll das Erlebte, die Herausforderungen durch Gesprächsanreize, Konstatieren von produktiven oder auch destruktiven Widersprüchen. Dazu gehört auch die Erweiterung der Kontaktkompetenzen, der Beziehungskompetenzen, der erotischen Gestaltungsmöglichkeiten, des Sprachvermögens; das alles mithilfe des bekannten didaktischen Materials der Sexualpädagogik:

- durch Simulationen und Rollenspiele im geschützten pädagogischen Rahmen
- durch Konfrontationen mit anderen Milieus
- durch Besuche von und bei potenziellen Hilfsressourcen, so z. B. Ärzten und Beratungsstellen

4. Hilfe bei der Ressourcenerschließung

Diese infrastrukturelle Dimension erfolgt über verschiedene Formen der Netzwerkorientierung und Netzwerkbildung:

- Informationsnetze bereitstellen wie z.B. „Beratungsführer Sexualität“
- Unterstützung von Selbsthilfegruppen und Initiativen, die meist zugleich auch als Kontaktbörsen und Freundschaftsgruppen fungieren
- Zugang zu Hilfsquellen erleichtern, die bereits im psychosozialen Bereich bestehen

Insgesamt geht es darum, politisch stellvertretend und animierend die materiellen, atmosphärischen und räumlichen Voraussetzungen für eine freundliche Sexualkultur zu schaffen. Strategisch-methodisch erfolgt das bereits vielfältig erfolgreich durch die Bildung von sexual- und/oder gesundheitspädagogischen Arbeitskreisen, in denen Multiplikator/innen aus verschiedenen sexualitätsrelevanten Bereichen zusammenarbeiten. Solche Netzwerke können aufgebaut werden zu dringenden Themen wie Jungen- und Männerarbeit, interkulturelle Arbeit und die Arbeit mit behinderten Menschen. Die Verzahnung von Schule, Jugendarbeit, Beratungsstellen, Initiativen, Kirchengemeinden, Sportverbände usw. zu spezifischen Themen der Sexualkultur kann angestoßen werden. Eine einfache Möglichkeit besteht darin, sich in bestehende Netzwerke hineinzubegeben und Themen der Sexualkultur dort zur Sprache zu bringen.

Literatur:

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M. 1996

Keupp, Heiner: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Postmoderne. Reinbek 1999

Schulze, Gerhard: Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur. Frankfurt 2000

Kontakt:

Prof. Dr. Uwe Sielert, Professor für Pädagogik am Institut für Pädagogik der Universität Kiel, Mitarbeiter des Instituts für Sexualpädagogik Dortmund (isp), Vorsitzender der Gesellschaft für Sexualpädagogik

Internet: <http://www.sielert.uni-kiel.de/index.html>, E-Mail: sielert@paedagogik.uni-kiel.de,

Internet: <http://www.isp-dortmund.de>, E-Mail: u.sielert@isp-dortmund.de